

ten Polen von ihren Lesern als ein Komplott gegen alle Vernunft empfunden werden. Schon ihr Titel stellt eine gewisse Anforderung an den guten Willen: „Ferdurke“ ist weder ein Eigenname, noch birgt das rätselhafte Wort sonst irgendeinen Sinn.

Als gleichermaßen verwirrend erweisen sich auch die skurrilen Geschehnisse, denen die Hauptfigur und die Leser auf den zirka 300 Seiten des Romans konfrontiert werden. Der 30-jährige Held — er wird einmal mit Jozio Kowalski angesprochen, ein anderes Mal nennt er sich Anton Swistak — befindet sich gleich zu Beginn der Geschichte in einer Situation, die an das Anfangskapitel des Romans „Der Prozeß“ von Franz Kafka erinnert. Wie Josef K. im „Prozeß“ wacht auch Kowalski-Swistak unvermittelt in einer traumhaft-surrealen Welt auf. Ein Professor Pimko, „kultureller Philologe aus Krakau“, der plötzlich im Zimmer des Ich-Helden auftaucht und die schriftstellerischen Versuche Jozios ungefragt begutachtet, erklärt ihn trotz seines Mannesalters für unreif und entführt ihn in eine Schule.

Jozio wird das Opfer eines Vorgangs, den Gombrowicz ohne weitere Erklärung als „Pups-Pädagogie“ klassifiziert. Mit „Pups“ bezeichnet Gombrowicz einen Körperteil, der inzwischen in der zeitgenössischen Literatur ohne Umschreibung genannt wird. Außerdem aber dient das Wort mit allen seinen Abwandlungen — „verpupsen“, „pupsig“ — dem „Ferdurke“-Verfasser als Synonym für den Begriff der Infantilität.

Jozio, von Professor Pimko aus Krakau mit ziemlichem Erfolg „verpupst“, muß in Direktor Piorowski's Schule widerstrebend an den Pflichten und Belustigungen kindischer Gymnasiasten teilhaben; so ist er beispielsweise Zeuge eines Duells auf Grimassen und einer ebenso makabren „Vergewaltigung durch die Ohren“.

Mit solchen und ähnlichen Ulkereien möchte Gombrowicz seine skeptische Lebensauffassung illustrieren, deren lapidare Formel lautet: „Unser Lebens-element ist die ewige Unreife.“ François Bondy nennt denn auch dieses „Hohe Lied der Unreife“ einen „Rück-Bildungsroman“. Bondy: „Ferdurke“ ist ein Protest gegen alle Formung, die den Menschen zur gängigen Münze prägt.“ In seinem Tagebuch aus den Jahren 1953 bis 1956 kommentiert Gombrowicz: „In ‚Ferdurke‘ ringen zwei Lieben — zwei Bestrebungen — das Streben nach Reife und das Streben nach ewig verjüngender Unreife — dieses Buch ist ein Bild des Kampfes um die eigene Reife eines in seine Unreife Verliebten.“

Des Erzählers innerer Kampf scheint sich freilich bald zugunsten der Unreife zu entscheiden. Er wird bei der Ingenieursfamilie Jungbursche einquartiert und verliebt sich prompt in die Tochter Lutka; er findet allmählich Geschmack an der ihm aufgezungenen Verpupsung.

Allerdings sind Jozios Bemühungen um das „moderne Mädchen“ des Jahres 1937 nicht eben erfolgreich. Lutka versagt sich ihrem Bewunderer und verachtet ihn als einen „Poseur“, der Erwachsensein simuliert.

Der rachgierige Romanheld arrangiert daraufhin mit Hilfe zweier gefälschter Briefe ein denkwürdiges Rendezvous; ein junger Gymnasiast und der altersschwache Professor Pimko steigen um Mitternacht in das Zimmer der höheren

Tochter und werden, als Jozio Lärm schlägt, von dem Ingenieurs-Ehepaar ertappt. Während Eltern, Tochter und Liebhaber sich in ein chaplineskes Handgemenge von beträchtlichen Ausmaßen verstricken, verläßt Jozio enttäuscht das Haus Jungbursche: Er begleitet seinen Freund, den Gymnasiasten Mjental'ski, aufs Land.

Freund Mjental'ski ist des städtischen Lebens müde und möchte sich mit einem Bauernlummel „verbrüdern“. Er findet auch das geeignete Verbrüderungsobjekt in einem Diener auf dem Landherrenhof von Jozios Onkel, wird aber in seinen Absichten sogleich mißverstanden. Onkel Eduard vermag Mjental'skis Bemühungen nur auf zweierlei Weise zu interpretieren: als die immerhin verzeihlichen eines Päderasten



Polnischer Autor Gombrowicz  
Lied von der Unreife

(„Der Fürst Severin liebte auch so was ab und zu“) oder als die weitaus bedenklicheren eines Kommunisten („Ein Agitator? Bolschewismus, was?“).

Die Verbrüderungsbestrebungen des Gymnasiasten Mjental'ski mit dem Dienerburschen Walek, den er mit der Französischen Revolution und der Deklaration der Menschenrechte vertraut macht, führen letztlich zu einer Revolte: Die Bauern stürmen den Hof Onkel Eduards und fallen über ihre Herrschaft her. Jozio, entsetzt: „Die Unreife ergoß sich überall hin.“ Um ihr zu entgehen, flieht der Erzähler am Ende des Romans mit seiner anämischen Kusine Irene und findet sich jählings als unfreiwilliger Liebhaber wieder.

Mit solchen scheinbar — und zum Teil auch tatsächlich — sinnlosen schriftstellerischen Saltosprüngen will Witold Gombrowicz eine von ihm für allgemein gehaltene menschliche Verfassung darstellen, die er mit den Worten beschreibt: „Der Mensch ist zutiefst abhängig von seinem Abbild in der Seele des anderen Menschen, auch wenn dessen Seele die

eines Kretins ist... Und daher kann der gleiche Mensch nach außen hin mal klug, mal dumm erscheinen, mal blutrünstig, mal engelhaft, mal reif, mal unreif, je nachdem, welcher Stil ihn gerade anwandelt und wie er von anderen beeindruckt ist.“

Kowalski-Swistak wird demnach zur Unreife, zur „Grünheit“ verdammt, weil Professor Pimko ihn als einen grünen Jungen ansieht. Eine gleichgeartete Abhängigkeit entdeckt Gombrowicz aber auch in den Beziehungen zwischen den feudalen Verwandten des Erzählers und ihrer Dienerschaft, dem „Volk“. Die Herrschaft, meint Gombrowicz, sauge zwar das Volk ökonomisch aus, aber gleichzeitig sei dies auch ein kindliches Saugen: Nichts könne „den Eindruck verwischen, daß der Herr dem Volke ein kleiner Junge ist und die Herrin ihm ein kleines Mädchen“.

Wegen solcher teils existentialistischer Anschauungen möchte der französische Kritiker Mario Maurin in „Les Lettres Nouvelles“ Gombrowicz's Roman gern mit dem Buch „Der Ekel“ von Jean-Paul Sartre, das ein Jahr nach „Ferdurke“ erschien, verglichen wissen. Maurin erblickt eine „überraschende Verwandtschaft zwischen diesen beiden Meisterwerken, auf die man fortan zurückgreifen muß, um das intellektuelle Klima der Epoche begreifen zu können“.

Sehr viel abschätziger als Bondy und Maurin äußerte sich hingegen ein Braunschweiger Buchhändler in einem Brief an Verleger Neske: „Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß es sich (bei Gombrowicz) um einen halbirren, literazellenden Autoren handeln muß, der aus einer unverdauten Überfressenheit heraus seine geistigen, östlichen Minderwertigkeitskomplexe ausspuckt.“

Dem Urteil des Braunschweiger Bücherverkäufers scheint der Autor Vorschub zu leisten. Witold Gombrowicz hatte seinen Roman mit dem kindlichen Reim abgeschlossen:

Schluß und Punktum!  
Wer es las, der ist dumm!

Verleger Neske indes will sich nicht davon abbringen lassen, die weiteren Werke des exilierten „lyrischen Clowns“ nach Deutschland zu importieren. Dem Tagebuch Gombrowicz's, das Neske im Frühjahr 1961 zu öffentlichen Gedanken, soll im Herbst des gleichen Jahres ein Roman folgen, dessen polnisches Original den gewiß zugkräftigen Titel „Pornografia“ trägt.

## MUSIK.

### MAHLERS UNVOLLENDETE

#### Ach, Almschi

Die achtundneunzig Doppelseiten der handgeschriebenen Partitur bieten ein beinahe chaotisches Bild. Über lange Passagen sind die Noten nur skizzenhaft und hastig angedeutet, an anderer Stelle verbessert oder mit wütendem Stift ausgestrichen. Bögen und Klammern sollen umgruppiert oder die Reihenfolge verändert.

So ist das Schriftbild der Zehnten Symphonie des österreichischen Komponisten Gustav Mahler (1860 bis 1911), die unvollendet blieb. Dreizehn Jahre nach Mahlers Tod wurde mit Erlaubnis

siegreichen Kriegen unterworfen worden wären. Danach schwebte den NS-Züchtern unter anderem vor,

- ▷ „Frauen-Hochschulen für Weisheit und Kultur“ einzurichten, um geistig und körperlich hervorragende Blondinen zu „Hohen Frauen“ auszubilden und sie den höheren Parteichargen ehelich beizugeben — wovon sich Himmler einen „Jungborn“ der völkischen Erneuerung versprach;
- ▷ die Doppelhele „als hohe Auszeichnung“ zunächst für Kriegshelden vom Ritterkreuzträger abwärts bis zum Träger der goldenen und silbernen Nahkampfspange einzuführen und später die Einehe möglicherweise überhaupt aufzuheben, um die Zahl der germanischen Babys zu mehren;
- ▷ mit Hilfe der Lebensborn-Institution jeder für fortpflanzungswürdig erachteten deutschen Frau bis zum dreißigsten Lebensjahr zumindest ein Kind abzufordern:

„Als ich den Lebensborn (im Jahre 1936) einrichtete“, so vertraute sich der Reichsführer SS seinem Masseur Felix Kersten während des Krieges an, „ging ich davon aus, zunächst einmal einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, um rassistisch einwandfreien Frauen, die unehelich gebären, die Möglichkeit zu geben, kostenlos zu entbinden und sich die letzten Wochen vor der Geburt ihres Kindes in einer harmonischen Umgebung ungestört dem kommenden großen Ereignis widmen zu können...“

Wer „völlig minderwertigen Blutes“ im Sinne des NS-Rassen-Standards war, wurde an die ordinären öffentlichen Entbindungsanstalten verwiesen. Himmler stolz zu Kersten: „Auch Ehefrauen gebären beim Lebensborn. Aber alle Frauen, ob ehelich oder nicht, werden nur mit ihrem Vornamen angesprochen, nicht mit dem Titel Fräulein oder Frau, damit kein Unterschied besteht. Hier wird praktische Nächstenliebe getrieben.“

Pflichtmitglieder des eingetragenen Lebensborn-Vereins, der schließlich 18 Entbindungsheime unterhielt, waren alle hauptamtlichen SS-Führer. Der Beitrag wurde nach Familienstand, Einkommen und Kinderzahl gestaffelt. So brauchte der mit Knaben gesegnete Chef des Reichssicherheitshauptamts, Reinhard Heydrich, nur einen symbolischen Monatsbeitrag von einer Mark zu entrichten, ein unverheirateter Obergruppenführer dagegen mußte allmonatlich 250 Mark an Himmlers Gynäkologie abführen.

Während des Krieges, als die Verluste an der Rußlandfront den deutschen Männerbestand empfindlich reduzierten, fiel dem Lebensborn-Verein eine weitere Aufgabe zu. Er wurde angewiesen, in den besetzten Ostgebieten „rassistisch wertvolle“ Kinder liquidierten Widerstandskämpfer auszuheben und deutschen Pflegeeltern zuzuführen, „um die Germanisierung voranzutreiben“ (Himmler-Biograph Frischauer).

Im Mai 1943 ließ Himmler schließlich „unter der Hand durchsickern, daß sich jede unverheiratete Frau, die allein steht, aber sich nach einem Kind sehnt, vertrauensvoll an den Lebensborn wenden kann...“ (Kersten). Himmler versprach, „nur wirklich wertvolle, rassistisch einwandfreie Männer als Zeugungshelfer“ an vereinsamte sehnsüchtige Frauen weiterzuempfehlen.

„Sie werden sehen“, prophezeite er dem Masseur Kersten, „was wir nach dem Kriege daraus machen.“

Ehe diese Pläne freilich in großem Stil verwirklicht werden konnten, traten in Nürnberg die Kriegsverbrecher-Tribunale der Alliierten zusammen. Die Spitzenfunktionäre des Lebensborn-Vereins hatten sich wegen vorsätzlicher verbrecherischer Kindesentführung zu verantworten. Sie wurden — zumindest in diesem Anklagepunkt — freigesprochen. (Das alliierte Gericht stellte fest, daß der Lebensborn nur bedingt in die Kinderumsiedlungsaktion aus dem Ausland eingeschaltet worden sei.)

Die reichsinternen Lebensborn-Bemühungen um die Vermehrung der deutschen Babys (Medizin-Schriftsteller Thomas Regau: „der hitlersche Kaninchenstall“) interessierte die Nürnberger Richter nicht sonderlich. Und so blieb bis heute amtlich ungeklärt, ob und in welchem Umfang tatsächlich deutsche



Lebensborn-Gründer Himmler, Tochter Zeugungshelfer empfohlen

Frontkämpfer und deutsche Nachwuchsfrauen planmäßig gepaart wurden.

Die mangelhafte Dokumentation minderte freilich nicht den Eifer, mit dem sich der Berliner Filmproduzent Brauner dieses Themas annahm, nachdem die Münchner Illustrierte „Revue“ einen Lebensborn-Bericht des Serien-Autors Will Berthold veröffentlicht hatte. „Das ist kein Roman“, beteuerte Berthold. „Was hier geschrieben wird, ist kaum faßbare Wahrheit.“

Sicherheitshalber startete der Filmproduzent eine eigene Fakten-Suche. Brauner: „Natürlich haben wir recherchiert. Unsere Kinderschwester hatte eine Freundin von 68 Jahr“, die kannte sogar die „Braunen Schwestern“. Und dann hatten wir da einen Mann, der hat eidesstattlich versichert, daß er von der Front abkommandiert und zwei Kinder gezeugt hat, für die er heute Alimente zahlen muß, und deshalb klagt er andauernd gegen den Staat.“

Brauners Pressebeauftragter Hans-Joachim Wehling berichtet indes: „Das scheint aber nicht zu stimmen.“

Brauner habe zwar die Idee gehabt, erläuterte Wehling, den Prozeß des Frontkämpfers zu finanzieren, doch hätten sich bei einem Verhör des Mannes „sehr starke Zweifel“ ergeben. Wehling: „Die beiden Kinder hatte er offenbar während eines normalen Urlaubs gezeugt.“

Wie schwierig es für Brauner unter diesen Umständen war, die zum Teil recht obskuren Lebensborn-Berichte für den Film aufzuarbeiten, erhellt daraus, daß er im Laufe der mehrjährigen Vorarbeiten etwa ein Dutzend Drehbücher verfertigen ließ. Die inzwischen vom Regisseur Werner Klingler abgedrehte Endfassung sucht Himmlers Zuchtpläne am Beispiel einer „Experimentalgruppe“ von 30 BDM-Mädchen zu illustrieren, die „in idealistischem Gefühlsüberschwang“ in ein Lebensborn-Heim einrücken und sich bei der Sonnenwendfeier mit ausgesuchten Frontkämpfern liehen dürfen.

Die Bettgenossenschaft wird jeweils vom Heimleiter „auf wissenschaftlicher Grundlage“ bestimmt. Auf die Frage eines SS-Mannes: „Dann hat das Kindermachen mit Liebe wohl nicht mehr viel zu tun, wie?“ „raunzt der Züchter: „Ich habe nichts gegen Liebe zwischen geeigneten Partnern. Aber für schwüle, sinnliche Erotik ist bei uns kein Platz mehr...“

Unappetitlicher nehmen sich im Brauner-Film die Dialoge unter den Züchtern beiderlei Geschlechts aus:

- ▷ „Du bist großdeutscher Zuchtbulle Nummer eins und gehst für Führer und Partei in die Betten.“ — „Ich verbitte mir diese Witze! Ich bin Nationalsozialist!“
- ▷ „Hoffentlich weißt du, wie man Mutter wird.“ — „Theoretisch schon.“ — „Mensch, du bist doch schon siebzehn! Noch keiner dran gedreht?“
- ▷ „Kommt mir vor wie 'ne Brutanstalt...“ — „Wir sind hier alle Bräute des Führers!“

In diesem Milieu haben Brauners Filmleute das Schicksal zweier ethisch vorteilhafter Figuren angesiedelt, die im deutschen Film schon zur Schablone geworden sind: eines antinationalsozialistischen Ritterkreuzträgers (Joachim Hansen) namens Klaus und einer gläubigen BDM-Führerin namens Doris (Maria Perschy).

Während die Maiden im Lebensborn-Heim sorgfältig untersucht werden („Ziehen Sie sich aus, alles!“), erlebt Held Klaus SS-Untaten in einem polnischen Dorf. Seinem Unmut darüber macht er im Kreise von Kameraden Luft. Wenig später findet er sich mit einem anderen Ritterkreuzträger auf dem Transport: Er selbst ist vor das Kriegsgesicht zitiert, der andere zum Lebensborn abkommandiert worden. Als der Reisegefährte bei einem Partisanen-Überfall getötet wird, schlüpft Klaus in dessen Uniform, verscharrt die Leiche und fährt ins Lebensborn-Heim.

Bei einem Liebesgeflüster im Bootschuppen vermag der Offizier die BDM-Bräut Doris politisch zu bekehren. Da nun beide, laut Brauners Werbetext, „mit Abscheu und Ekel diesen wider natürlichen Rummel um das Schönste und Höchste, was einer Frau beschert werden kann, die Mutterschaft, verfolgen“, entfliehen sie dem „Inferno menschlicher Verderbtheit“.

Der Ritterkreuzträger wird auf der Flucht erschossen, BDM-Braut Doris eingekerkert und zum Tode verurteilt. Da sie bereits schwanger ist, wird die Hinrichtung bis zur Entbindung ausgesetzt. Kurz nach ihrer Niederkunft im Frühjahr 1945 — das Kind wird ihr sogleich entwendet — bricht das Nazi-Reich zusammen.

Das Finale des Films ist im Drehbuch so umschrieben: „Doris irrt über die Landstraßen, auf der Suche nach ihrem Kind.“ Sie vermag es nicht zu finden. Jedoch: Im Straßengraben erspäht sie ein totes Flüchtlingspaar. „An der Brust der Frau aber hängt ein etwa zweijähriges Kind. Fast nackt und bloß, weint es vor Hunger und vor Verlassenheit. Doris beugt sich herunter und nimmt das Kind mit einer unendlich zarten Bewegung... Eine Welle von Glück geht über ihr Gesicht...“

Diese NS-Liebesmär empfand selbst das Westberliner Boulevardblatt „BZ“ als „überflüssig und geschmacklos“.

Produzent Brauner hingegen: „Der Film wird ganz anders, als alle denken. Er wird euch genauso überraschen wie ‚Rosemarie‘.“

## ZAZIE

### Zensierter Kindermund

Nach der festlichen Premiere, die der Verleih zu Weihnachten anberaumt hatte, sahen deutsche Filmkritiker ihre Erwartungen enttäuscht: Die französische Filmsatire „Zazie“, in der eine zwölfjährige Provinz-Ränge ihre Erlebnisse in Paris mit unflätig plapperndem Redestrom kommentiert, war bei der Pariser Premiere als „technisch vollendetes Werk“ („Neue Zürcher Zeitung“) gefeiert worden, das mittels eines einfachen Tricks — nämlich der Gossenworte aus Kindermund — die Hohlheit heutigen Lebens entlarve.

Dem bundesdeutschen Publikum entbot die synchronisierte „Zazie“ jedoch keineswegs die Fluche, die literarisch interessierten Kinogehern aus dem Raymond-Queneau-Roman „Zazie in der Metro“, der Vorlage des Films, vertraut sein mußten (SPIEGEL 50/1960).

Es sei schade, jammerte der Kritiker der „Kölnischen Rundschau“ nach der Bundespremiere, daß „Zazie als Proletenball“ in der deutschen Fassung so vornehm schwadroniere. Und im Westberliner „Tagesspiegel“ fand Karena Niehoff: Zazies „quasselnde, nicht wohl-erzogene Kommentare, dazu die denaturierten Anmerkungen der Erwachsenen, müßten... eigentlich noch mehr die Hefe dieses unordentlich gärenden Großstadttümpels sein“.

Was Kritiker und Publikum beäugten, war freilich eine Filmfassung, die der Eindeutscher auf Drängen der Freiwilligen Selbstkontrolle (FSK) so weit abgemildert hatte, daß sie „nun fast als eine Verfälschung des Originals“ bezeichnet werden mußte, wie der Autor der synchronisierten Fassung, Hans F. Wilhelm, klagt.

Ursprünglich hatte Regisseur Louis Malle die kraftwortgespickten Sätze und Ausrufe der Zazie weitgehend unverändert aus des Sprachkünstlers Queneau Roman übernommen, dem die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ bescheinigte: „An der richtigen Stelle angebracht, ist eine solche Grobheit nicht

nur witzig, sie besitzt auch eine entlarvende Tugend.“

Die deutschen Filmkontrolleure indes glaubten diese Ansicht nicht teilen zu dürfen. Als ihnen der Pallas-Verleih Anfang November den Film im französischen Original und dazu eine deutsche Rohübersetzung der Dialoge vorlegte, erklärten sie: „Der Ausschuß sah sich außerstande, eine abschließende (Freigabe-)Entscheidung zu treffen.“ Die Texte, so fanden sie, enthielten „eine Häufung von grob-anstößigen Ausdrücken in einem solchen Ausmaß, daß man von einer Zulassung des Films zur öffentlichen Vorführung zu nächst absehen mußte“.

Die Zensoren der FSK stellten den Pallas-Leuten anheim, „den Text zu überarbeiten und von allen Formulie-

ereien“ mußte in „Schweinereien“, „so ein Saukerl“ in „so ein Kerl“, „Sittenstrolch“ in „Strolch“ umgeändert werden.

Pingelig verfahren die FSK-Kontrolleure auch bei dem Thema der Homosexualität. Da Zazie ihren Onkel Gabriel ständig der „Homosechsexualität“ verdächtig — und diese Dialoge beim besten Willen nicht auszusparen waren —, wurde der Homosexuelle in einen Transvestiten umgewandelt.

Aber auch mit dieser Verschlimmberung gaben sich die FSK-Funktionäre noch nicht zufrieden. Sie nahmen Anstoß daran, daß das Schankmädchen Mado zur lesbischen Tante Albertine (im Roman: Marceline) sagt: „Sie sind so toll gebaut!“ Endgültige deutsche Fassung: „Sie sind unglaublich schön.“



Film-Satire „Zazie“\*: „Sau“ war ein rotes Tuch

rungen zu reinigen, die als geeignet angesehen werden müssen, sowohl das sittliche Empfinden wie auch — in einigen Einzelheiten — das religiöse Empfinden weiter Bevölkerungskreise... zu verletzen“. Dabei vergaßen sie auch nicht, „auf solche Texte aufmerksam“ zu machen, „die Hinweise auf homosexuelle Beziehungen enthalten“.

Da die Pallas-Leute „nun mal die deutschen Verhältnisse kennen“ (Syndikus Peter), trugen sie ihrem Eindeutscher Hans F. Wilhelm auf, den deutschen Dialog „bis an die Grenze des Vertretbaren zu mildern“:

Jedoch, als die Filmleute sich Ende November mit einem FSK-Ausschuß zusammenfanden, um die „gereinigten“ deutschen Dialoge durchzusprechen, wurden — laut Wilhelm — erneut „korsettenge Einschränkungen gefordert“.

So enthielt das französische Original 29mal den Ausdruck „merde“, doch dem deutschen Publikum gedachten die Filmkontrolleure das entsprechende deutsche Wort „nur zwei- bis viermal“ zuzumuten.

„Auch die Silbe ‚Sau‘ war ein rotes Tuch“, erinnert sich Wilhelm. „Sau-

Ein anderer Dialog der beiden Damen verletzte das sittliche Empfinden der Zensoren ebenfalls:

Mado: „Wir heiraten.“

Albertine: „Ach, Sie erwarten ein Kind?“

Mado: „Ich glaube, im Moment nicht.“

Mados letzter Satz in der deutschen Fassung: „Was denken Sie von mir?“

Völlig undenkbar schien der FSK die Frage eines Mannes an den Onkel Gabriel: „Sie leben wohl davon, daß Sie kleine Mädchen auf den Strich schicken?“ Wilhelm änderte in: „Sie leben wohl davon, daß Sie kleine Mädchen auf die Straße schicken?“ FSK-Fassung: „Sie leben wohl davon, daß Sie kleine Mädchen stehlen schicken?“

Wenngleich Eindeutscher Wilhelm „über diese Beanstandungen nur den Kopf schütteln konnte“, erfüllte er die FSK-Wünsche, „um wenigstens das optische Original dieses genialen Films für Deutschland zu retten“.

Da dem deutschen Publikum mithin manche zum Verständnis der Handlung notwendige Pointe unterschlagen wird, ermunterte der „Tagesspiegel“ seine Leser nach der Premiere des gesäuberten „Zazie“-Films, die Lektüre des Buches nachzuholen.

\* Catherine Demongeot (Zazie), Vittorio Caprioli.